

Reden

gehalten bei der

Jahresfeier

der

Universität Heidelberg

zur Erinnerung an den zweiten Gründer der Universität

Karl Friedrich, Grossherzog von Baden

am 22. November 1920

von

dem Prorektor Professor Dr. Hermann Kossel, Geh. Hofrat,

und

dem Rektor Professor Dr. Johannes Hoops, Geh. Rat.



Heidelberg
Universitäts-Buchdruckerei J. Hörning
1920.

II.

Rede des Rektors

Geh. Rat Professor Dr. Johannes Hoops:

Der englische Volkscharakter.

Hochansehnliche Festversammlung!

Als am Morgen des 5. August 1914 der Telegraph die Kunde durch die deutschen Lande trug, dass England uns den Krieg erklärt habe, da schoss wohl manchem unter uns das Blut zum Herzen bei dem Gedanken: „Also doch!“ Was manche gefürchtet, viele für unmöglich gehalten hatten, es war geschehn: ein germanisches Volk, mit dem wir nie zuvor die Klingen gekreuzt hatten, war in die Reihen unsrer Feinde getreten. Die einen waren enttäuscht, die andern empört, und viele waren niedergedrückt durch das lähmende Bewusstsein, dass Hunderte von Fäden, die uns mit England und seinen Bewohnern verknüpft hatten, vielleicht für immer zerrissen waren. Die Bewunderung, mit der im 19. Jahrhundert Millionen Deutscher auf England geschaut hatten, wich nun einem Hass, der einen grossen Teil des deutschen Volks erfasste, und der sich ebenso masslos äusserte, wie vorher die Verhimmelung gewesen war. Beide, Verhimmelung und Hass, entsprangen einer einseitigen Beurteilung und unvollkommenen Kenntnis der englischen Volksseele, und es wird für unser künftiges Verhältnis zu den Engländern ratsam sein, dass wir uns jetzt, wo beide Perioden hinter uns liegen, eine weder durch Liebe noch durch Hass gefärbte Vorstellung von ihrem wirklichen Wesen machen. So will ich denn heute versuchen, Ihnen in grossen Zügen ein Bild des englischen Volkscharakters zu zeichnen.

Von einer eingehenderen theoretischen Erörterung über das Wesen des Volkscharakters sehe ich hier ab; aber einige Worte der grundsätzlichen Verständigung werden doch angebracht sein. Man kann bezweifeln, ob es überhaupt einen Nationalcharakter gibt, da ein Volk doch nur die Summe von Millionen von Einzelwesen mit unendlich verschiedenen Charakteren ist. Jeder Versuch, nationale Charakterzüge aufzustellen, kann sofort durchkreuzt werden durch Hinweis auf bestimmte Angehörige der betreffenden Nation, denen die fraglichen Charaktereigenschaften mangeln, oder die genau entgegengesetzte haben. Es scheint somit keine Völkerpsychologie, sondern nur Einzelpsychologie möglich zu sein.

Gleichwohl ist es unbestreitbar und drängt sich auch dem Laien auf, dass die verschiedenen Völker sich nicht nur durch Sprache, äussere Erscheinung, Sitten, Anschauungen voneinander unterscheiden, sondern dass bei den Angehörigen jedes einzelnen Volks gewisse Eigenschaften, gewisse Charaktertypen besonders häufig wiederkehren, die sich in einem andern Volk seltner finden. Die Summe dieser typischen Charaktereigenschaften drückt der Psyche eines Volks das besondere nationale Gepräge auf, und das ist es, was ich im Folgenden unter Volkscharakter verstehe.

Allerdings ist eine objektive Feststellung der Eigenschaften, die als typisch für zahlreiche Volksangehörige zu gelten haben, oft nicht leicht, und es ist Spielraum genug für subjektive Auffassungen gegeben. Wenn schon die Beschreibung eines komplizierten Einzelcharakters schwierig ist, so ist die Beurteilung und Schilderung eines Volkscharakters noch unendlich schwieriger, da in ihm vielfach die verschiedenartigsten und widersprechendsten Züge vereinigt sind, von denen bald dieser, bald jener stärker in die Erscheinung tritt. Grade England ist in dieser wie in andrer Hinsicht ein Land der Gegensätze. Stammes-, Standes- und Berufsunterschiede machen sich geltend; namentlich die Standes- und Berufspsychologie zeigt vielfach internationale Übereinstimmungen, die die Kreise der allgemeinen Volkspsychologie kreuzen. Bei der Einschätzung der verschiedenartigen Züge spielt ferner die Eigenart des Beurteilenden eine wichtige Rolle. Auch der Unterschied zwischen Idealtyp und Wirklichkeitstyp ist zu beachten. Geistige Führer, Dichter, Geschichtsschreiber einer Nation stellen gern einen Idealtyp ihres Volkes auf, der dem wirklichen Normaltyp nicht entspricht und nicht selten gerade solche Eigenschaften betont, die dem Volk in Wirklichkeit mangeln, oder die nur angestrebt werden. Auch fremde Beobachter idealisieren gern ein andres Volk, das sie bewundern, und übersehen seine Schwächen.

Wenn angesichts all dieser Schwierigkeiten im Folgenden der Versuch gemacht werden soll, ein Bild des englischen Volkscharakters zu entwerfen, so wird auf allgemeine Anerkennung von vornherein verzichtet werden müssen. Eine allgemeingültige, erschöpfende Schilderung eines Volkscharakters ist überhaupt wohl unmöglich, da er sich proteusartig jedem Beobachter anders darstellt. Nur in den Hauptzügen ist vielleicht Übereinstimmung zu erreichen. Im übrigen ist das Problem eben deswegen immer wieder anziehend und reizvoll, weil es so unerschöpflich und wandelbar ist.

Einer der grundlegendsten und hervorstechendsten Züge im Charakter des englischen Volks, vielleicht der zentralste von allen, ist der Individualismus, die Forderung des Rechts der Einzelmenschen auf weitgehendste Freiheit und Unabhängig-

keit im privaten wie im öffentlichen Leben, verbunden mit dem Respekt vor den Individualrechten der Mitmenschen.

Das freie Ausleben der Persönlichkeit in körperlicher und geistiger Hinsicht ist ein Grundzug im Wesen des Engländers, die persönliche Freiheitsliebe ist ein Hauptmotiv seines Tuns und Lassens. Matthew Arnold definiert das englische Freiheitsideal als „des Engländers Recht, zu tun, was er will; zu gehen, wo er will; sich zu versammeln, wo er will; einzutreten, wo er will; zu schreien, wie er will; zu drohen, wie er will; und zusammenzuhauen, was er will“¹⁾. Das ist kräftig ausgedrückt, aber gibt sicherlich den Freiheitsbegriff weiter Kreise der englischen Nation zutreffend wieder. Dieses englische Freiheitsideal ist sehr verschieden von der luftigen, duftigen Freiheitsschwärmerei deutscher Dichter. Auch der Engländer kann sich für Freiheit ideal begeistern, und für Völkerbefreiung schwärmt er gern. Aber das Freiheitsideal, das ihm in seinem eignen privaten und öffentlichen Leben vorschwebt, hat einen realen, handgreiflichen Inhalt; es ist im wesentlichen wenn nicht egoistisch, so doch egozentrisch bestimmt; es ist das Recht, alles zu tun oder zu lassen, was dem einzelnen beliebt, solange es nicht mit den Lebensinteressen andrer zusammenstösst. Die Rechte der Allgemeinheit sollen nach Möglichkeit hinter den Rechten der Einzelmenschen zurücktreten.

Der Individualismus macht sich im Privatleben des Engländers überall, selbst in Kleinigkeiten, geltend; seine eigentliche Bedeutung aber liegt auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Der englische Freiheitssinn bäumt sich auf gegen jeden Zwang in Staat und Kirche. Politische Freiheit ist in England kein blosses Phantom; sie ist von jeher grösser gewesen als auf dem Festland. Press-, Rede- und Versammlungsfreiheit gehören seit langem zu den fundamentalen Rechten des englischen Volks, die in normalen Zeiten kein Staatsmann anzutasten wagt. Die von Adam Smith und der Manchester-Schule verfochtene Lehre des *laissez faire*, der Widerstand gegen die allgemeine Wehrpflicht, gegen die Staatsaufsicht über die Schulen, gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen sind Äusserungen dieses individuellen Freiheitswillens, der jegliche Eingriffe des Staats in die Freiheit des einzelnen ablehnt. Aber auch die soziale Idee ist lange von der Übermacht der individualistischen gedrückt worden. Der Bismarcksche Gedanke der staatlichen Arbeiterfürsorge hätte kaum auf englischem Boden erwachsen können. Erst in neuster Zeit hat sich der Individualismus der Engländer unter dem

1) „The Englishman's right to do what he likes, to march where he likes, meet where he likes, enter where he likes, hoot as he likes, threaten as he likes, smash as he likes“ (*Culture and Anarchy*), zitiert von J. S. Mackenzie, *Arrows of Desire* 67.

Druck der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse Einschränkungen gefallen lassen müssen.

Verschiedenartige anthropologische, geographische und historische Tatsachen sind wohl die Ursachen für die frühe, ungemein kräftige Entfaltung des individualistischen englischen Freiheitssinns gewesen, der seinerseits dem ganzen staatlichen und privaten Leben der Nation das eigenartige Gepräge verleiht.

Nun ist ja jeder Individualismus im Grunde mehr oder weniger verhüllter Egoismus. Auch im englischen Individualismus steckt zweifellos eine kräftige Portion egoistischer Selbstbehauptung. Aber im ganzen ist der Egoismus der Engländer durchaus gesund; er wird in seiner praktischen Durchführung eingeschränkt und gemässigt durch Rücksichten, die sowohl der einzelne als auch die Gesellschaft sich freiwillig als etwas Selbstverständliches auferlegen.

Vor allem: der Engländer will nicht nur selbst leben, sondern auch andre leben lassen. *Live and let live* ist ein Grundsatz des englischen öffentlichen Lebens. Respekt vor der Freiheit seiner Mitmenschen ist dem Engländer ebenso tief eingewurzelt wie seine eigne Freiheitsliebe. Die Forderung der Nichteinmischung, die er dem Staat und der Öffentlichkeit gegenüber erhebt, ist er durchaus bereit, auch im Verkehr mit seinen Mitmenschen in Anwendung zu bringen. *Mind your own business!* ist eine der Hauptregeln des englischen Geschäfts- und Privatlebens. Sich unberufen um die Angelegenheiten anderer kümmern, und sei es auch aus selbstloser Anteilnahme, gilt als taktlose Einmischung. Dieser Grundsatz kommt auch im Verkehr von Freunden, ja sogar von Familienangehörigen in weitem Mass zur Geltung. Ist dies einerseits nützlich zur Beseitigung mancher Reibungsflächen, so führt es anderseits in konsequenter Durchführung oft genug zu Teilnahms- und Interesselosigkeit gegenüber der nächsten Umgebung. Der Verkehr im Familien- und Freundeskreise hat meist eine kühlere Note als bei uns. Die Wärme und Innigkeit, die gegenseitige Anteilnahme des deutschen Familienlebens ist im englischen nicht so ausgeprägt. Man steht sich rücksichtsvoll, aber kühler gegenüber, man lebt freundschaftlich nebeneinander her, aber jeder wahrt sich seine Unabhängigkeit.

Stärker noch als durch diese Anerkennung der Rechte anderer wird die persönliche Freiheit des einzelnen durch Rücksichten der gesellschaftlichen Konvention und der Tradition eingeschränkt. Je stärker die Abneigung des Engländers gegen gesetzlichen Zwang ist, desto mehr hat er das Gefühl, dass die Freiheit des Volks und des Individuums an gewissen selbstgesetzten Regeln ihre Grenze finden müsse. Wie im

englischen Verfassungsleben der auffallende Mangel an dauernden gesetzlichen Festlegungen durch eine grosse Zahl von Konventionalregeln ersetzt wird, die so gut wie gesetzliche Kraft haben, so wird auch die persönliche Freiheit des einzelnen in weitgehendem Mass durch Rücksicht auf Herkommen und Brauch eingeengt. Sitte und Konvention sind die verbindende Macht im gesellschaftlichen und politischen Leben Englands. Bei allen Handelsvölkern ist Reichtum der Massstab der gesellschaftlichen Geltung, und die Ansichten und Sitten der wohlhabenden Kreise pflegen von den emporstrebenden Angehörigen der untern Stände als massgebend angesehen zu werden. Zu der Bewunderung des Reichtums aber kommt bei den Engländern ein weitgehender Respekt vor dem Adel, ein aristokratischer Zug, der sich mit dem demokratischen Grundzug des englischen Wesens eigenartig mischt. Der Einfluss des Adels auf die bürgerlichen Kreise ist in England weit grösser als auf dem Kontinent, weil der englische Adel sich beständig aus dem Volk ergänzt, und weil anderseits nach englischem Adelsrecht die jüngeren Angehörigen der Adelsfamilien wieder ins Bürgertum zurücktreten. Dadurch wird ein familiärer Zusammenhang zwischen Adel und Bürgertum hergestellt, — eine der Hauptwurzeln des aristokratischen Sinnes der Engländer.

Diese Vereinigung von Plutokratie und Aristokratie schafft einen Kodex des gesellschaftlichen Brauchs und Herkommens, der gebieterisch in das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen eingreift, und mit dessen tyrannischer Macht jeder, der gesellschaftlich etwas gelten will, rechnen muss. Alle Abweichungen vom Normalen werden als missliebig empfunden und möglichst rasch nivelliert. Neuerungen werden lächerlich gemacht und haben Mühe, sich durchzusetzen. Es wird strengstens auf die Wahrung des gesellschaftlichen Anstands gehalten, und Verstösse dagegen werden selbst durch schwerwiegende Verdienste im beruflichen Leben oft nicht aufgewogen. Nirgends ist die Tyrannei des Herkommens und der Mode stärker als in England und in den andern angelsächsischen Staaten. Sie ist das Korrektiv gegen die Ausschreitungen des Individualismus. Sie ist eine heilsame Stütze für weite Schichten des Volks. Sie tritt auch dem Fremden, der nach England kommt oder mit Engländern verkehrt, mit imponierender Macht entgegen; und wenngleich ihre Äusserungen uns zunächst manchmal unerträglich erscheinen, so sind doch die meisten Deutschen sehr bald geneigt, die vielfach wohlbegründeten, nicht selten aber auch recht grundlosen und zufälligen Regeln der englischen Sitte als überlegen und massgebend anzuerkennen.

Mit dem individualistischen und egozentrischen Grundzug des englischen Charakters hängt es zusammen, dass die Lebensauffassung des Engländers eine vorwiegend eudämonistische ist, und dass auch seine Ethik und Wirtschaftslehre in weitgehendem Mass auf dem Eudämonismus aufgebaut sind.

In viel höherem Grad als bei andern europäischen Völkern ist das Streben nach Wohlstand und bequemem Leben seit Jahrhunderten eine der Haupttriebkkräfte des englischen Kulturlebens gewesen. Es herrscht mehr oder weniger stark in jedes Engländers Brust. Der Sinn für Besitz, wie ihn Galsworthy in seinem Roman *The Man of Property* so anschaulich geschildert hat, ist der Mittelpunkt des Strebens namentlich der mittleren und unteren Volksklassen. Der Engländer liebt es, aus dem Vollen zu schöpfen und in breiter Behaglichkeit zu leben. Armut hasst und verachtet er fast so sehr wie Sklaverei.

Das trübe, unbeständige Klima seiner Insel weist ihn von selbst auf die behagliche Ausstattung seines Heims; und die Mittel zur Ausgestaltung der häuslichen Bequemlichkeit zu beschaffen, ist eins der Hauptziele der beruflichen Tätigkeit auch des aufstrebenden Manns aus dem Volk. Nach des Tages nicht zu stark bemessener Arbeit sich am häuslichen Herd behaglich zu erholen, gut zu essen, Sport zu treiben oder sich sonstwie standesgemäss zu unterhalten, ist ein wesentlicher Teil der irdischen Glückseligkeit John Bulls. Wenn er dies hat, schaut er mit Stolz auf den Erfolg seiner Arbeit, ist glücklich und zufrieden und kümmert sich nicht viel um philosophische Spekulationen, religiöse Zänkereien oder soziale Doktrinen.

Viel mehr als die deutsche hat so die englische Kultur von jeher eine stark materielle Basis gehabt. Erst in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege war „das Volk der Dichter und Denker“ dem englischen auf dies Gebiet gefolgt und war ihm durch sein energisches und erfolgreiches Vorwärtsdrängen in Industrie und Handel ein ernstlicher Konkurrent geworden. Und das Gefühl, in der materiellen Grundlage seiner Existenz in seinem eignen Lande und in seinen Kolonien von einem gefährlichen Nebenbuhler hedroht zu sein, ist für weite Kreise des englischen Volks eine Quelle der Besorgnis und die Hauptursache der Abneigung gegen Deutschland gewesen.

Der englische Eudämonismus tritt uns seit Bacon theoretisch in der Form entgegen, die Mill später zum Unterschied vom Egoismus als Utilitarismus bezeichnet hat. Die Förderung des Gemeinwohls oder, in der Formulierung Benthams, das grösstmögliche Glück für die grösstmögliche Zahl von Menschen ist nach der Auffassung dieser englischen Lebensphilosophie der Zweck alles sittlichen Strebens und das Ziel der menschlichen Kulturarbeit. In der Tat sind die Leistungen der privaten Initiative

in England zur Förderung des Gemeinwohls bewundernswert. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass in der Praxis der englische Utilitarismus leicht zur platten Nützlichkeitslehre wird. Die unmittelbare praktische Verwertbarkeit ist ein Hauptgesichtspunkt des Engländers bei seiner Beurteilung materieller wie geistiger Kräfte. Das Gebot der Zweckmässigkeit spielt in seinem Tun und Lassen eine bestimmende Rolle. Der junge Engländer gewöhnt sich früh, sein Handeln nach Zweckmässigkeitsgründen einzurichten, die Zeit als Geld einzuschätzen und sich immer zu fragen, ob eine Arbeit samt dem dafür aufgewandten Betrag an Kraft, Zeit und Kosten den dadurch erzielten Erfolg auch wirklich lohnt.

Dieser Nützlichkeitsgedanke beherrscht nicht nur das praktische Leben des Engländers, sondern in grossem Umfang auch seine Philosophie, seine Wissenschaft und Kunst; ja, selbst die Religion hat sich diesem Einfluss nicht ganz entziehen können.

Aber es wäre falsch, wollte man das englische Streben nach Erwerb und Besitz lediglich als Mittel zum materiellen Wohleben betrachten. Neben der Erwerbung von Reichtum ist die Sehnsucht jedes Engländers, ein Gentleman, ein gesellschaftlich angesehener Mann in unabhängiger Stellung, zu sein oder wenigstens dafür zu gelten. Sein Ideal ist, so viel Geld zu verdienen, dass er sich von seinem Geschäft zurückziehen kann oder doch Zeit und Mittel genug hat, um das unabhängige Leben eines Gentleman zu führen, der nicht auf einen bestimmten Beruf angewiesen ist, sondern nach Belieben seinen Liebhabereien nachhängen kann.

Aber er weiss auch, dass Reichtum allein nicht genügt, „to be received in society“. Um in der vornehmen Welt verkehren zu können, muss er in sittlicher und religiöser Hinsicht einwandfrei sein, über ein gewisses Mass allgemeiner Bildung verfügen und sich wie ein Gentleman zu benehmen wissen. Der Jugend diesen sittlichen und religiösen Charakter, die Bildung und das Benehmen eines Gentleman zu vermitteln, ist deshalb die vornehmste Aufgabe der Erziehung in den höheren Schulen wie auch auf der Universität. Die Aneignung von Wissensstoff steht erst in zweiter Linie. Und die Atmosphäre eines englischen Heims atmet nicht nur materiellen Wohlstand: ein kräftiger Ordnungssinn, eine streng geregelte Lebensweise, ein Unterton straffer Sitte und Zucht machen sich überall geltend und treten dem Ausländer eindrucksvoll entgegen als Äusserungen einer fest gefügten gesellschaftlichen Ordnung, in der die Bewohner des Hauses ihre Stellung zu behaupten bemüht sind. Der wirkliche englische Gentleman ist in der Tat eine vornehme, respektable Erscheinung; er steht gesellschaftlich doch auf einem höheren Niveau als der gewöhnliche Rentner in andern

Ländern. Nicht ohne Grund haben andre Völker das Wort zur Bezeichnung des Typus entlehnt. Die Zahl dieser berufslosen Gentlemen ist in England grösser als wohl irgendwo sonst, und ihre Bedeutung für das englische Kulturleben ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert.

Adlig oder wohlhabend zu sein, ist freilich nicht jedermann gegeben, und dem neuen Reichen gelingt es oft nicht, sich spät im Leben diejenigen Eigenschaften zu erwerben, die ihn zum Gentleman stempeln. Und die sehr exklusiven oberen Gesellschaftsklassen Englands sind in der Beurteilung eines Menschen auf seine Gesellschaftsfähigkeit hin sehr rigoros; nicht nur reich gewordenen Emporkömmlingen, sondern auch verdienten wissenschaftlichen und künstlerischen *selfmade men* wird nicht selten das Prädikat des Gentleman versagt. Und das Urteil „He is no gentleman“ ist verhängnisvoll für die gesellschaftliche Stellung eines Menschen.

Aber der Wunsch, für vornehm zu gelten, das Hinauswollen über seinen Stand ist allgemein. Ein Auswuchs dieses Strebens ist der Snobbismus, von dem Thackeray in seinem *Book of Snobs* ein klassisches Bild entworfen hat. Der Typus des Snob, d. h. eines Menschen, der eigentlich kein Gentleman ist, aber dafür gelten möchte, der die Sitten und Manieren der oberen Gesellschaftsklassen nachäfft, sich in die vornehmen Kreise einzudrängen sucht und sich seiner hohen Beziehungen rühmt, der gegen Höherstehende servil ist, aber auf Niedere vornehm herabblickt, kommt in allen Ländern vor. Aber in England ist dieser Typ wegen des beherrschenden gesellschaftlichen Einflusses der oberen Zehntausend und der grossen Rolle, welche Konvention und Sitte dort spielen, wohl allgemeiner verbreitet als anderswo. Nicht nur der Mittelstand, auch die Arbeiter stecken bis über die Ohren im Snobbismus und lesen mit Eifer die zahlreichen Society Papers, die allwöchentlich über das Leben des Hofes und der höheren Kreise berichten. Doch wäre es falsch, nur die lächerliche Seite dieser sozialen Erscheinung zu sehn. Der Snobbismus ist nur die Verzerrung eines allgemeinen, höchst achtenswerten gesellschaftlichen Emporstrebens.

Charakteristisch für den Interessenkreis eines Volks ist seine Beschäftigung in den Mussestunden. Des englischen Volkes Lieblingserholung ist seit Jahrhunderten die sportliche Betätigung im Freien. Geistige Liebhabereien kommen erst in zweiter Linie: der Sinn für die Freuden des Intellekts ist in England nicht so verbreitet wie bei uns. Für die beschauliche Unterhaltung eines deutschen Bierphilisters hat der Engländer vollends kein Verständnis. Die Sportlust ist eine der eigenartigsten Erscheinungen des englischen Volkslebens. Wenn die Festlandsvölker in dieser Hinsicht auch schon

vieles von den Engländern übernommen haben, so sind diese ihnen in der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Sports und in seiner Bedeutung für den einzelnen wie für das gesamte Volksleben doch immer noch überlegen. Und wenn auch seine übertriebene Pflege in England manche Schattenseiten und Auswüchse (wie die Vernachlässigung der geistigen Bildung, die Spielsucht u. a.) im Gefolge gehabt hat, so ist doch der Sport für die körperliche Kräftigung der Nation, für die Stählung des persönlichen Muts und vor allem als harmlose, gesunde Beschäftigung des Volks in seinen Mussestunden und als soziales Ausgleichsmittel von grösster Bedeutung gewesen. Gegenüber der deutschen Neigung zu einseitiger Ausbildung des Geistes kommt in der englischen Erziehung der Körper ebenso stark — oft sogar noch stärker — zu seinem Recht, und die *animal spirits*, die gesunden animalischen Lebensgeister, werden voll und kräftig entwickelt.

Die eingewurzelte Sportlust des Engländers macht sich vielfach auch im beruflichen Leben geltend. Landwirtschaft, Industrie und Handel allerdings, die Unterlagen für die Beschaffung der lebensnotwendigen Existenzmittel, können nur auf Grund berufsmässiger Erfahrung betrieben werden; auch Medizin und Jurisprudenz setzen gründliche fachmännische Ausbildung voraus. Aber Politik, Wissenschaften und Künste werden in England vielfach von Leuten in wirtschaftlich unabhängiger Stellung als Sport betrieben ohne Rücksicht auf die Gewinnung des Lebensunterhalts. Sogar den Krieg haben die englischen Soldaten zuerst als Sport aufgefasst. Man hat England das Land des Dilettantismus genannt, — in dem angedeuteten Sinn mit Recht. Aber ein Volk, das in Wissenschaft und Politik so grosse Namen und so glänzende Leistungen aufzuweisen hat wie die Engländer, darf mit der Auswirkung seines Dilettantismus zufrieden sein.

Einer der Grundzüge des englischen Nationalcharakters, in mancher Beziehung der wichtigste und augenfälligste, ist das starke Hervortreten des praktischen Lebenssinns. Alles Denken, Hoffen und Handeln des Engländers ist aufs Praktische eingestellt. Er ist durchaus Gegenwartsmensch und kümmert sich um Vergangenheit und Zukunft nur so viel, als es für seine praktische Tätigkeit in der Gegenwart erforderlich ist. Sein Geschäftssinn ist typisch. Das *business* steht im Mittelpunkt des privaten und öffentlichen Lebens, und die oft gebrauchte Bezeichnung „Krämervolk“ (*nation of shopkeepers*) hat sicher ihre Berechtigung. Doch wäre es falsch, damit die Vorstellung des Kleinlichen zu verbinden. Der Engländer ist im Gegenteil in der Regel grosszügig und frei von Engherzigkeit in seinem Geschäftsgebahren.

Dieser Sinn fürs Praktische ist dem englischen Volk seit Jahrhunderten eingewurzelt. Er steht zu dem Individualismus und Eudämonismus in engster Beziehung und beruht wie diese teils auf ererbten Anlagen, teils ist er ein Produkt der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung. Das frühzeitige Übergewicht des Handels im englischen Wirtschaftsleben, das seinerseits durch die geographische Lage gegeben war, hat auch hier bestimmend eingewirkt.

Mit dem praktischen Lebenssinn ist aufs innigste gepaart die Herrschaft des gesunden Menschenverstands (*common sense*), der nüchternen, vernunftgemässen Beurteilung des Lebens. Für seine Ausbildung war der Einfluss der Philosophie, vor allem Bacons und Lockes, von massgebender Bedeutung. Wenn die rationalistische Eigenart dieser Männer nur auf dem Boden des englischen *common sense* erwachsen konnte, so haben sie ihrerseits sehr erheblich zur Begründung und Ausbreitung der Herrschaft des gesunden Menschenverstands in England beigetragen. Es ist kein Zufall, dass die Aufklärung des 18. Jahrhunderts grade von England ihren Ausgang nahm.

Die wichtigste Folge der Autokratie des gesunden Menschenverstands sowohl für das Seelenleben und Verhalten des einzelnen als auch der ganzen Nation ist die Forderung der Selbstbeherrschung und des Masshaltens. Harmonische Ausbildung von Körper und Geist, Gleichwertigkeit ethischer und intellektueller Kräfte sind vornehmste Richtlinien des englischen Lebens. Strenge Selbstbeherrschung durch vernunftmässige Eindämmung des Triebhaften, der Gemüts- und Willensäusserungen, ist das oberste Gesetz, das der einzelne im Verkehr mit seinen Mitmenschen erfüllen muss, wenn er im öffentlichen Leben etwas gelten und erreichen will. Denn Abhängigkeit von Gefühlen hindert klare Zielbewusstheit des Handelns; und wer seine Gefühle und Stimmungen nicht beherrscht, macht sich lächerlich. Bei der Durchführung des Postulats der strengsten Selbstbeherrschung hat neben der rationalistischen Philosophie die puritanische Auffassung von der Sündhaftigkeit alles Triebhaften eine entscheidende Rolle gespielt.

Diese Selbstbeherrschung zeigt sich in der Kaltblütigkeit in Zeiten der Not und Gefahr, vor allem aber in der Reserviertheit, dem zurückhaltenden Wesen Fremden gegenüber. Der Engländer enthüllt seine Gefühle und Gedanken ungern andern als seinen nächsten Freunden und Bekannten. In der Öffentlichkeit, namentlich auf Reisen und in Gasthäusern, ist er verschlossen und ungesellig. Er liebt es nicht, Gespräche mit Fremden anzuknüpfen, weil diese ihm vielleicht antipathisch sein oder ihn indiskreterweise zur Enthüllung seiner Ansichten und Stimmungen veranlassen könnten.

Die tieferen Gründe für dieses wortkarge, zurückhaltende Wesen und für das

Zurückdrängen aller Gefühlsäusserungen — zwei Züge, die man in gleicher Art auch bei Niederdeutschen und Nordländern vielfach findet — sind einmal eine gewohnheitsmässige, rationalistische Missachtung des Gefühlslebens gegenüber dem Verstand, und sodann eine gewisse Mischung von Stolz und Schüchternheit: es ist die stolze Furcht, sein Innerstes vor Unberufenen zu enthüllen und zu entweihen und seine heiligsten Gefühle, seine intimsten Gedanken der Gefahr der Lächerlichkeit preiszugeben. Auch der leise Gesprächston, der in der englischen Gesellschaft heute allgemein Mode ist, hat ursprünglich hierin seine Wurzel.

Es lässt sich nicht leugnen, dass unter dem gewohnheitsmässigen Zurückdrängen aller Gefühlsäusserungen schliesslich das Gefühlsleben selber erstarrt und verkümmert. Und die kühle Verkehrsart in den englischen Familien, die von dem etwas temperamentvolleren und im ganzen wärmeren Ton des deutschen Familienlebens auffallend absticht, hat nicht nur in der gegenseitigen Achtung vor der individuellen Freiheit der andern ihren Grund, sondern auch in der planmässigen Unterdrückung aller Gefühlsäusserungen, die man schon den Kindern predigt.

Mit der Richtung aufs Praktische im Leben und in den Lebenszielen ist ferner der Realismus des Engländers, sein Tatsachen- und Wirklichkeitssinn eng verknüpft. Der Engländer gibt sich nicht gern mit Träumereien ab, er schwingt sich nicht auf zu phantastischen Flügen nach Wolkenkuckuksheim; Coleridges poetische Opiumträume und Shelleys ätherische Phantasien sind Ausnahmen. Der echte John Bull ist eine sehr substantielle Persönlichkeit, die fest auf dem Boden der wirklichen Welt steht. Er geht nicht von Theorien, sondern von Tatsachen aus. Er hat es lieber mit Menschen als mit Massnahmen zu tun: *men, not measures* ist eine oft gehörte Forderung des politischen Lebens. Er nimmt die Dinge, wie sie sind, und hält es für zwecklos und schädlich, sich über unabänderliche Tatsachen hinwegzutäuschen.

Aber sein Realismus ist mit unverwüstlichem Optimismus gepaart. Der Pessimismus Byrons ist absolut unenglisch; und es ist bezeichnend, dass der Byronismus in England selbst schon wenige Jahre nach des Dichters Tode durch die von Carlyle, Tennyson und Dickens eingeleitete optimistische Reaktion überwunden wurde, während er in der deutschen, französischen, slawischen Literatur jahrzehntelang nachwirkte. Der Engländer lässt sich durch unangenehme Tatsachen nicht aus dem Sattel werfen. Er ist überzeugt, dass er des Übels leicht Herr wird, wenn er nur kräftig zupackt und den Willen zur Tat beweist. Er schaut die Welt lieber durch eine rosige als durch eine graue Brille an, wenn er überhaupt eine Brille gebraucht. Das ver-

führt ihn wohl manchmal zu Illusionen, aber trübt nicht seinen Blick und hält seine Willenskraft lebendig.

Ein optimistischer Realismus ist sowohl für den Engländer als auch für den Amerikaner charakteristisch. Longfellow hat dieser lebensvollen Weltauffassung in seinem *Psalm of Life* erhebenden Ausdruck verliehen. Es ist auch kein Zufall, dass William James mit seinem tatenfrohen Pragmatismus grade bei den angelsächsischen Völkern verständnisvollen Widerhall fand.

Geht es dem Engländer aber wirklich einmal schlecht, so weiss er sich mit derselben apathischen Gelassenheit, die ihn in guten Stunden kennzeichnet, auch in üble Situationen zu schicken, und seine zähe Ausdauer, sein unnachgiebiger Mut und seine unerschütterliche Zuversicht in Zeiten der Not ist oft bewundernswert. Im Weltkrieg hat das englische Volk vom Adel bis zu den Arbeitern herab diese Eigenschaften glänzend bewährt.

Das Charakterbild des Engländers wäre unvollständig ohne einen Hinweis auf den trocknen Humor, der ihm im Verein mit seiner gelassenen Ruhe über so manche unangenehme Lebenslage hinweg hilft. Auch in der englischen Literatur kommt dieser echt germanische, gutmütige Humor, der Ausfluss einer ausgeglichenen, optimistischen Lebensanschauung, kräftig zum Ausdruck. Chaucer, Shakespeare, Fielding, Sterne, Sheridan, Dickens, Thackeray — kaum eine andre Literatur hat eine solch glänzende Reihe erstklassiger Humoristen aufzuweisen.

Bisweilen wird die im Grunde optimistische Lebensauffassung des Engländers durch Anfälle von Melancholie getrübt, die nicht selten die spezifisch englische Form des „Spleens“ annehmen. Der Spleen war namentlich im 18. Jahrhundert eine englische Nationalkrankheit, die vielfach zur Modenarrheit ausartete. Man verstand darunter Zustände von Misszufriedenheit, Melancholie und Exzentrizität, die sich teils unter dem niederdrückenden Einfluss des andauernd trüben, regnerischen und nebligen Klimas, teils durch angestrengte geistige Arbeit bei sitzender Lebensweise entwickeln. Schon in Shakespeares Zeit war der Melancholiker ein beliebter Typus in der Literatur; seine klassische Verkörperung ist Hamlet. Und Burton hat 1621 ein gelehrtes und anekdotenreiches Buch über „Anatomie der Melancholie“ geschrieben. Im 18. Jahrhundert vertraten Swift und Pope mehr die gallige, Gray und Young die träumerische Seite des Spleens. Mit der Zeit hat sich dann der Begriff des Worts etwas verschoben, und heute verstehn wir unter einem „spleenigen“ Engländer nicht sowohl einen von Trübsinn geplagten als vielmehr einen durch exzentrische Absonderlichkeiten und Verrücktheiten ausgezeichneten Sohn Albions.

Auch sentimentalen Anwendungen ist der Engländer bei all seiner gewohnheitsmässigen Nüchternheit gelegentlich nicht unzugänglich. Aber seine Sentimentalität ist mehr die des wohlgesättigten Bourgeois, dem sein ererbtes oder selbsterworbenes Gut ans Herz wächst, und dem seine materiellen Güter allmählich doch mehr werden als blosses Mittel zur Befriedigung der Lebensfreude und Bequemlichkeitsliebe. Auch der bekannte Konservatismus der Engländer, die Zähigkeit, mit der sie an ihrem Schattenkönigtum, an ihrem Adel, an den altertümlichen Geschäftsformen von Gericht und Parlament, an ihren gesellschaftlichen Sitten festhalten, ist ein Ausfluss sentimentaler Wertschätzung des Althergebrachten, verstärkt durch das angeborene Beharrungsvermögen. Auffallend ist die Rolle, die die Sentimentalität in der englischen Poesie spielt. Es ist bekannt, wie viel die rührselige deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts dem Einfluss der sentimentalischen Dichtungen von Richardson, Sterne und Ossian verdankt. In unsrer Zeit hat Shaw in seinen Dramen, vor allem in *Fanny's First Play*, die Schale des Sarkasmus über diesen sentimentalischen Hang seines Volks ausgegossen. 7

Sein Tatsachensinn führt den Engländer naturgemäss zum Empirismus. Er geht in seiner Erkenntnis nicht gern von aprioristischen Annahmen aus, sondern baut sie auf Beobachtung und Erfahrung auf. Der Empirismus ist deshalb typisch für fast alle englischen philosophischen Systeme, von Bacon über Hobbes und Locke bis auf Mill und Spencer.

Im Gegensatz zu der systematisch-konstruktiven Denkart des Deutschen hat der Engländer im allgemeinen eine Abneigung gegen theoretisches und systematisches Denken. Auch die englische Wissenschaft und Philosophie hat ihre grossen Theoretiker gehabt, aber in so abstrakte Spekulationen wie manche deutsche Philosophen verlieren sie sich selten. Der Durchschnittsengländer hat einen ausgesprochenen Widerwillen gegen das Aufsteigen zur Theorie, gegen konsequente Durchführung bestimmter Gedankengänge und einheitliche Zusammenfassung verschiedenartiger Gedankenkomplexe. Dieses unsystematische Denken des Engländers ist eine natürliche Folge der empiristischen Entstehung seiner Erkenntnis. Seine theoretischen Ideen sind vielfach unzusammenhängend und systemlos, wie die Erfahrung des Lebens sie darbietet.

Aus dieser unsystematischen Denkweise erklärt sich die erstaunliche Tatsache, dass die Engländer es bis heute nicht zu einem systematisch geordneten bürgerlichen Gesetzbuch gebracht haben, dass ihre Rechtsprechung sich vielmehr heute noch grossenteils auf einem Präjudizsystem empirischer Kasuistik aufbaut. Aus der gleichen Ursache erklärt es sich, dass sie bis heute noch keine systematische, geschriebene Ver-

fassung haben, sondern sich mit Einzelgesetzen und Konventionalregeln behelfen. Aber in beiden Fällen arbeitet die englische Systemlosigkeit in der Praxis ebenso gut wie die deutsche theoretisch gegründete Systematik, und sowohl Justiz wie Politik sind in England vielleicht weniger pedantisch und doktrinär als in Deutschland.

Die Abneigung des Engländers gegen Prinzipien und Doktrinen zeigt sich überall in seinem Geschäftsgebahren. Sein nüchterner Tatsachensinn und seine Grundsatzlosigkeit führen ihn von selbst zu einer auf Erfahrung und Urteilsfähigkeit gegründeten Realpolitik in seinem privaten Geschäftsleben wie in der innern und äussern Politik des Staats. Gewiss, es gibt auch in England extreme Verfechter theoretischer Doktrinen, wie die alte Manchester-Schule; aber weder der einzelne Engländer noch die Staatsregierung denkt daran, sich länger an diese Doktrinen zu halten, als es die Rücksicht auf das wohlverstandene eigne Interesse erheischt.

Als praktischer Geschäftsmann ist der Engländer stets zu Verhandlungen und Kompromissen bereit. Die Kompromisslust, die allen Engländern in gleichem Masse eignet, tritt in ihrer wohltätigen Wirkung vor allem in der Innenpolitik zutage, die in viel höherem Grad als die deutsche mit realpolitischen Ausgleichen der Parteigegensätze zu arbeiten versteht. Ob dabei ein Teil der Parteidoktrin geopfert werden muss, und ob bei dem Kompromiss Unvollkommenheiten, Inkonsequenzen und logische Widersprüche herauskommen, ficht die Kontrahenten wenig an. Die Hauptsache ist, dass *a working basis* zustande kommt, auf der die weitere Entwicklung der Dinge aufbauen kann. Diese gewohnheitsmässige, durch keinen Parteidoktrinarismus eingeengte Kompromisspolitik erzeugt jenen Geist der Mässigung, der bei aller Heftigkeit der Parteigegensätze so charakteristisch für die englische Innenpolitik ist. England ist das Land der organischen Entwicklung, der Evolution.

Aber auch in der Aussenpolitik hat der Engländer immer eine weitgehende Neigung zu Kompromissen gezeigt. Nur im äussersten Notfall entschliesst er sich zu einem gewaltsamen Austrag bestehender Gegensätze durch den Krieg, dessen Ausgang und Ergebnisse auf alle Fälle unberechenbar sind.

Wo das Verhandeln versagt, tritt der Kampf in seine Rechte. Eine Portion gesunder Kampflust ist den meisten Engländern eigen, und eine kräftige Konstitution, sowie der von Kind auf geübte Sport, vor allem der Nationalsport des Boxens, tut ihnen bei der handgreiflichen Verteidigung ihrer Ansichten, Rechte und Interessen gute Dienste. Auch in der wirksamen Handhabung geistiger Waffen sind sie Meister.

Und was von dem einzelnen Engländer gilt, das gilt in noch viel höherem Mass von der englischen Nation. Man hat die Grundsätze der englischen Politik treffend in die Worte Virgils gefasst:

„regere
imperio populos, pacisque imponere morem,
parcere subiectis et debellare superbos.“

Die Welt zu beherrschen und ein Völkerrecht nach englischen Rechtsbegriffen zu schaffen, die Unterworfenen zu schonen, aber die Starken zu bekämpfen: das sind in der Tat von jeher die Hauptgrundsätze englischer Politik gewesen. „Raum für alle hat die Erde“ ist ein schönes deutsches Wort, das wohl auch im englischen Moral-kodex, aber nicht im Handbuch der englischen Politik zu finden ist. „I am afraid that English nature is so rank and aggressive as to be a little incompatible with every other. The world is not wide enough for two“, sagt der Amerikaner Emerson in seinen *English Traits* (IX). In der Wahrung seiner Lebensinteressen duldet England keinen Widerstand. Bisher ist noch jedes Volk, das ihm als ernstlicher Konkurrent in den Weg trat, durch Vereinigung kluger Politik und kriegerischer Macht von England überwunden worden. Die Spanier, Holländer, Franzosen wurden nacheinander zu Boden gerungen, und zuletzt haben auch wir daran glauben müssen. Ob nicht auch für England „einst wird kommen der Tag, wo das stolze Albion hinsinkt“? Einstweilen sieht es nicht danach aus. In Zeiten der Not haben die Engländer immer noch einen Staatsmann gefunden, der der Lage gewachsen war. Der drohende Konflikt mit Amerika wird schliesslich wohl auf dem Weg des Kompromisses oder durch Gründung eines angelsächsischen Staatenbunds beseitigt werden.

Ein Vorwurf, der den Engländern von andern Völkern seit Jahrhunderten gemacht wird, ist der der Perfidie. Er ist mehr auf die englische Politik als auf den Charakter des einzelnen Engländers anwendbar. Der einzelne Engländer wird an Zuverlässigkeit von niemand übertroffen. Frei von Grosstueri und amerikanischer *smartness*, ist er offen, glaubwürdig, solide. Im Geschäftsverkehr hält er peinlich auf die Wahrung jener anständigen, ehrenhaften Gesinnung, die man mit einem spezifisch englischen Ausdruck als *fair*, *fairplay* bezeichnet.

Anders steht es mit dem Verhalten des englischen Volks zu andern Völkern. Die englische Politik ist von jeher rücksichtslose Realpolitik gewesen; und wenn England auch in normalen Zeitläuften an einmal eingegangenen Bündnissen und Verpflichtungen im allgemeinen loyal festhält, so wird es in Zeiten nationaler Gefahr doch keinen Augenblick zögern, einer veränderten Sachlage Rechnung zu tragen, sich von

unhaltbar gewordenen Bündnissen rechtzeitig zurückzuziehen und die Verpflichtungen gegenüber verbündeten und befreundeten Nationen der Rücksicht auf das Wohl des eignen Landes zu opfern. Romantische Ritterlichkeit spielt in der englischen Politik keine Rolle. Das Volk, das in dieser Hinsicht etwas andres von England erwartet als die Befolgung seiner nationalen Lebensinteressen, mag enttäuscht sich über britische Perfidie beklagen: es würde richtiger die Kurzsichtigkeit der eignen Politiker tadeln.

Die Engländer gelten in der Regel für sehr fromm; und in der Tat steckt ein echter, gesunder religiöser Kern im englischen Volk, und das kirchliche Leben spielt in England eine viel grössere Rolle als in Deutschland. Freilich ist die englische Religiosität im allgemeinen weder dogmatisch noch gefühlsmässig besonders stark verankert, sondern mehr gewohnheitsmässiger Art und stark von Tradition und praktischen Rücksichten bestimmt. Die Zeit, wo der Dogmenglaube einen wesentlichen Bestandteil der Frömmigkeit bildete, ist auch für England vorüber. Die Kämpfe der zahllosen Sekten gegen die Staatskirche und gegeneinander, wobei sich alle auf die Autorität der Bibel beriefen, haben die Überzeugung von der ausschlaggebenden Bedeutung des Dogmas im religiösen Leben längst entwurzelt. Die Zahl der Agnostiker, der bewussten oder unbewussten Anhänger eines undogmatischen Christentums, hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugenommen. Und wenn auch durch den Methodismus und andre Sekten nachdrücklich auf eine Verinnerlichung des Christentums und stärkere Betonung des religiösen Gefühlslebens hingearbeitet wird, so muss sich bei der allgemeinen Abneigung des Engländers gegen Gefühlsäusserungen doch auch das religiöse Gefühl der Herrschaft des gesunden Menschenverstands unterwerfen.

Immerhin kann es nicht zweifelhaft sein, dass das religiöse Bedürfnis in England viel allgemeiner verbreitet und fester gewurzelt ist als bei uns. Die Engländer verdanken die Kraft ihres Nationalbewusstseins und den weltumspannenden Erfolg ihrer kulturellen Pionierarbeit zum nicht geringen Teil den festen religiösen Unterlagen ihrer Weltanschauung. Bei aller Geringschätzung des Dogmas stehn die Grundtatsachen des religiösen Glaubenslebens für den Durchschnittsengländer unerschütterlich fest. Die religiöse Verehrung einer höchsten Macht ist für ihn ein wesentlicher Bestandteil seiner gesellschaftlichen Ordnung. Es gehört zum guten Ton, in die Kirche zu gehn; denn die Kirche ist nicht nur eine Stätte der Gottesverehrung, sondern auch ein gesellschaftlicher Mittelpunkt, vor allem bei den Dissenters.

Diese gesellschaftliche Verankerung des kirchlichen Lebens ist eine der Ursachen, warum sich der Einfluss der kirchlichen Konfessionen in England, im Gegensatz zu

Deutschland und Frankreich, allen freiheitlichen Bewegungen der Neuzeit zum Trotz so ungeschwächt erhalten hat. Es kommt hinzu, dass die bischöfliche englische Staatskirche von der strafferen Organisation der katholischen Kirche mehr als die protestantischen Staatskirchen Deutschlands beibehalten hat; dass die zahlreichen Sekten immer wieder für Erneuerung des religiösen Lebens sorgen; dass der Engländer bei aller Liebe zu Freiheit und Selbständigkeit einen heiligen Respekt vor dem Glauben und den Sitten seiner Väter hat, dass er an den altbewährten Grundlagen seines Staats- und Kirchenlebens nicht zu rütteln wagt; und endlich der wichtige Umstand, dass kirchliche und politische Richtungen in England nicht notwendig parallel laufen, dass sich das regste religiöse Glaubensleben zum Teil grade in den politisch radikalen puritanischen Sekten zeigt, während anderseits auch der orthodoxeste Flügel der Hochkirche oft stark demokratische Neigungen hegt.

Nicht minder typisch als die Religiosität ist für England der Moralismus. Im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, in der Philosophie und Literatur, überall treten moralisierende Tendenzen hervor und üben einen beherrschenden Einfluss aus. Namentlich die Geltung des ehelichen Moralkodex ist in England für das öffentliche und gesellschaftliche Leben viel einschneidender und bindender, seine Regeln werden viel rücksichtsloser durchgeführt als in irgend einem Lande. Einflussreiche Politiker wie Parnell und Dilke, Dichter wie Byron und Wilde, die eine Zeitlang die Helden des Tags oder die Löwen der Gesellschaft waren, wurden von derselben Gesellschaft fallen gelassen und waren für das öffentliche Leben unmöglich in dem Augenblick, wo sie in ihrem Privatleben mit den Moralgesetzen in Konflikt kamen.

Die englische Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts stehn vollständig unter dem Zeichen des Moralismus, und die englische Moralphilosophie jener Zeit hat auch auf die Philosophie und Literatur der kontinentalen Völker bestimmend eingewirkt. Der aufdringliche Moralismus dieser Literatur ist uns heute unerträglich. Aber auch einige der schönsten Dichtungen von Wordsworth, Coleridge, Tennyson werden durch den moralistischen Pferdefuss entstellt. Im 19. Jahrhundert hat der Einfluss des Moralismus dafür gesorgt, dass die Sittenlosigkeit der neueren französischen Literatur in der englischen keinen Fuss fassen konnte. Erst in den letzten Jahrzehnten ist darin ein Wandel eingetreten.

Dieser Moralismus, der im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben oft genug die Formen unduldsamer und unleidlicher Prüderie annimmt, im ganzen aber doch segensvoll wirkt, ist mit dem englischen Gesellschaftsleben aufs innigste verwachsen. Seine

Wurzeln sind in der ernsten Lebensauffassung des arbeitsfrohen Bürgertums zu suchen. Und bei diesem ergibt sich die hohe Bewertung der Sittengesetze aus dem gesunden Gefühl, dass der Genuss der religiösen und politischen Freiheit, für die man lange kämpfte, nur unter der Voraussetzung unbedingter Unterordnung des einzelnen unter die göttlichen Gebote der Sittlichkeit und den selbstgeschaffnen Sittenkodex der bürgerlichen Gesellschaft zu rechtfertigen sei.

Über das Wesen der vielverrufenen Heuchelei der Engländer herrschen vielfach irrige Vorstellungen. Bewusster Heuchelei nach der Art von Molières Tartufe begegnet man in England nicht wesentlich häufiger als in andern Ländern. Der Vorwurf bewusster Heuchelei ist besonders gegen die übertriebene Frömmelei der Puritaner des 17. Jahrhunderts und neuerer puritanischer Sekten erhoben worden, und hier zum Teil gewiss mit Recht. Es ist bezeichnend, dass der Ausdruck *cant* (zu *cantare*) ursprünglich auf die singende, frömmelnde Sprache der Puritaner angewandt wurde. Shakespeare hat in der Gestalt des Malvolio in *Was ihr wollt* ein unsterbliches Spottbild des scheinheiligen Puritaners geschaffen.

Aber das, was man gewöhnlich als englische Heuchelei bezeichnet, ist mehr unbewusstes Pharisäertum als eigentliche Heuchelei. Galsworthy hat seinem ersten Roman, der eher eine Sammlung sozialkritischer Skizzen ist, den bezeichnenden Titel *The Island Pharisees* gegeben. Dieses unbewusste Pharisäertum ist in England unheimlich häufig. Kein Volk spricht und predigt mehr über Frömmigkeit, Moral und Humanität als die Engländer, und keines hat öfter dagegen gesündigt. Gewiss, es gibt in England zahllose Menschen — mehr vielleicht als in andern Ländern —, die es ehrlich mit diesen Idealen meinen, die ein inneres Herzensverhältnis zu ihnen haben. Aber für mindestens ebenso viele sind sie leere Schlagwörter, an die sie glauben, die sie gern und häufig im Munde führen und andern nachdrücklich predigen, deren Befolgung für sie selbst aber ihre Grenze findet an der Grenze der eignen Interessen. Dies Schwelgen in volltönenden und schönklingenden Phrasen, in denen man sich be rauscht, an deren Wert man glaubt, aber an deren Verwirklichung im eignen Leben man nur sehr bedingungsweise denkt, ist das, was man heute als *Cant* bezeichnet. Er hängt zum Teil mit der Überzeugung des Engländers von der göttlichen Mission seines Volks, zum Teil mit seinem unsystematischen Denken zusammen, das sich der Widersprüche zwischen Worten und Handeln nicht bewusst wird.

Der *Cant* spielt vor allem in dem Verhältnis des englischen Volks zu andern Völkern eine Rolle. Die Engländer lieben es, sich als die Vorkämpfer für Recht und

Freiheit, als die Beschützer der kleinen und unterdrückten Nationen hinzustellen. Sie treten ein für die Befreiung der Armenier, der Elsass-Lothringer, der Tschechen, der Polen, aber versagen den Indern, Ägyptern und vor allem den Iren die dringend geforderte Freiheit. Sie treten ein für Selbstbestimmung der Völker, aber verbieten den österreichischen Deutschen den heiss ersehnten Anschluss ans Deutsche Reich. Sie reden vom Völkerrecht, aber meinen damit das Recht, das die Interessen des britischen Weltreichs schützt. Sie verlangen Freiheit der Meere, aber unter der Voraussetzung, dass die britische Herrschaft über den Ozean unangetastet bleibt. Sie werfen uns grausame Kriegführung vor und tragen keinen Augenblick Bedenken, Hunderttausende von Frauen, Kindern, Greisen und Schwachen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei durch ihre Hungerblockade kalt und gefühllos in den Tod zu schicken und die Gesundheit einer ganzen Generation von Menschen auf Jahre hinaus zu untergraben.

Das ist der typisch englische „Cant“, der uns als Heuchelei erscheint, weil wir uns nicht vorstellen können, dass den Engländern der Widerspruch zwischen ihren idealen Phrasen und der sehr realen, egoistischen Praxis ihrer Politik nicht zum Bewusstsein kommen sollte. Und doch täuschen sie sich tatsächlich meist über diesen Widerspruch hinweg. Es hat wohl auch in England nicht an vorurteilslosen Männern gefehlt, die ihren Landsleuten schonungslos ihre pharisäische Pose vorgehalten haben. Niemand hat dies schlagender getan als Bernard Shaw am Schluss des *Schlachtenlenkers* (*The Man of Destiny*) in Worten, die er Napoleon in den Mund legt. Aber solche Worte verhallen wie die des Rufenden in der Wüste. Und man darf sich auf der andern Seite nicht verhehlen, dass diese moralisch-humanitäre Fiktion ein ganz gewaltiger Faktor in der öffentlichen Meinung ist, der vielfach segensreich wirkt, dessen Einfluss sich keiner entziehen kann, mit dem jeder Politiker rechnen muss, und an dessen Macht er nie vergebens appelliert.

Es ist eine altbewährte Maxime der englischen Aussenpolitik, allen Eroberungskriegen eine rechtliche Basis zu geben, allen Annexionen ein moralisches oder humanes Mäntelchen umzuhängen. Schon Bacon sagt, ein Staatsmann müsse immer, wenn nicht einen gerechten, so doch einen vorgeschobenen Rechtsgrund oder ein zugkräftiges Schlagwort in Bereitschaft halten, um einen geplanten Krieg populär zu machen. Im Namen und als Vorkämpfer des Christentums, der Zivilisation und der Menschlichkeit haben die Engländer die Welt erobert. Den Kampf gegen ihren gefährlichsten Nebenbuhler haben sie mit dem Schlachtruf eines Kreuzzugs gegen Hunnen und Barbaren geführt. Als Deutschland in Belgien einrückte, sprach Bethmann-Hollweg mit der

offnen Gradheit eines deutschen Edelmanns und der ethischen Lauterkeit eines Philosophen von dem Unrecht, das wir wieder gut machen wollten, und von Verträgen, die keinen Fetzen Papier wert seien, — Worte, die uns dem neutralen Ausland gegenüber von vornherein ins Unrecht setzten und uns schwer geschadet haben. Ein englischer Staatsmann hätte einem Neutralitätsbruch vermutlich nicht nur eine völkerrechtliche Unterlage gegeben, sondern ihn sogar als unerlässliche Massnahme im Interesse der Bewohner des betroffenen Landes hinzustellen gewusst, wie die Engländer es später beim Einmarsch in das neutrale Griechenland machten. Englische Staatsmänner haben eben die Orgel der öffentlichen Meinung stets meisterhaft zu spielen verstanden, indem sie bald ein chauvinistisches, bald ein humanitäres Register zogen; und die Siege des englischen Volks sind immer im Dienst der Menschheit erfochten worden.

Ein englischer Staatsmann kann jederzeit sicher sein: solange er grosszügige nationale Politik treibt, hat er das Volk vertrauensvoll hinter sich. Das Wohl des Vaterlands heiligt jedes, auch moralisch bedenkliche Mittel. *Right or wrong — my country!* mit dieser ultima ratio schlägt der Engländer etwa auftauchende Bedenken nieder. Er beurteilt grosse nationale Aktionen nicht nach den Grundsätzen einer kleinbürgerlichen Moral, sondern nach ihrer Bedeutung für das Wohl des Landes. Man mag über diese viel geschmähte doppelte Moral sich sittlich entrüsten, aber mit dem Grundsatz, dass das Wohl des Vaterlands jenseits der Begriffe der gewöhnlichen bürgerlichen Ethik stehe, ist England bis soweit gut gefahren. Es lebt darin jener grosse nationale Zug, der überall in der englischen Politik und im englischen Volk zu spüren ist, jenes imponierende, stolze Nationalgefühl, das alle Engländer vom König bis zum Proletarier einigend umschlingt.

Dieses englische Nationalbewusstsein ist der berechtigte Stolz eines freien, kraftvollen, vorwärts strebenden Volks auf eine glorreiche Geschichte, die durch Not und Fährden aufwärts geführt hat bis zur Höhe einer Kontinente und Meere umspannenden Weltmacht. Nach dem glücklichen Ausgang des Weltkriegs stehn die Engländer dem Ziel einer Weltherrschaft heute näher als vor ihnen irgend ein Volk. Ist es da ein Wunder, wenn das stolze Selbstgefühl des altrömischen *Civis Romanus sum!* auch die Brust des modernen Weltbeherrschers schwellt, wenn er mit gelassenem Stolz auf die Völker herabsieht, die er überholt hat, wenn er zornglühend gegen denjenigen die Boxerfaust erhebt, der es wagt, ihm seine Weltherrschaft streitig zu machen?

Aber der englische Nationalstolz ist in seiner Eigenart doch von dem altrömischen etwas verschieden. Er gründet sich nicht nur auf das Bewusstsein politischer Macht,

sondern hat einen religiösen Beigeschmack: Der puritanische Gedanke des Gottesstaats wirkt in ihm nach. Mit puritanischer Selbstgefälligkeit betrachten sich die Engländer, wie einst die Juden, als das auserwählte Volk Gottes, das berufen ist, über alle Völker zu herrschen und Christentum und Gesittung in alle Länder zu tragen. Auch Kriege und Eroberungen dienen nach englischer Überzeugung nur diesen humanen Zwecken. Die Intensität des religiösen Lebens, der angestammte Missionstrieb, der schon bei den alten Angelsachsen zutage tritt, sodann der Umstand, dass der kaufmännische Unternehmungsgeist und der imperialistische Expansionsdrang der Engländer sich seit Jahrhunderten besonders unter Völkern mit niedrigerer Kultur betätigt hat, wo die Engländer als Kulturträger und Herrenvolk auftraten, hat diese religiöse Verankerung des englischen Nationalgefühls zuwege gebracht.

Und in der Tat haben die Engländer wohl mehr als irgend ein andres Volk für die Kultivierung der Menschheit getan. Mehr als ein Fünftel aller Menschen spricht heute die englische Sprache. Die englische Kultur ist zur Kultur eines erheblichen Teils der gesamten Menschheit geworden. Und wenn Nationalgefühl das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Sprach- und Kulturgemeinschaft ist, so bekommt das englische Nationalgefühl von selbst einen kosmopolitischen Einschlag. Man begreift es, wenn sich dem Engländer seine Kultur als die Menschheitskultur darstellt, wenn er die Anglisierung als Weltbeglückung ansieht, wenn es ihm als das höchste Glück auf Erden erscheint, ein Engländer zu sein, und als die grösste Schmeichelei für einen Fremden, dass er fast für einen Engländer gehalten werden könnte.

Dieses britische Nationalgefühl, dieser heilige Glaube an die gottgewollte Kulturmission des englischen Volks ist in allen Teilen des Reichs — mit alleiniger Ausnahme der katholischen Iren —, bei allen politischen Parteien und in allen sozialen Schichten gleich kräftig entwickelt. Der Partikularismus der presbyterianischen Schotten und der kymrisch redenden Waliser hat seine politische Bedeutung längst verloren. Die Kolonien suchen an Nationalgefühl das Mutterland womöglich zu übertrumpfen. Der Arbeiter gibt dem Bürger und Adligen an Nationalbewusstsein nichts nach, und das Phantom einer internationalen Verbrüderung des Proletariats scheitert an dem gesunden Nationalgefühl der Mehrheit der englischen Arbeiterschaft.

Meine Damen und Herren! Wenn wir aus dem Bild, das ich vor Ihren Blicken entrollt habe, etwas für uns lernen können, so ist es das stolze, das ganze Volk be-
seelende Nationalbewusstsein. Während in der leider zu kurzen Ära des Bismarck-

schen Deutschlands der deutsche Reichsgedanke sich langsam zu einem kräftigen Nationalgefühl zu verdichten begann, droht in unsern Tagen partikularistisches Stammesgefühl im Bunde mit internationalen Mächten verschiedener Färbung, die mühsam errungene Reichseinheit wieder zu zertrümmern. Wenn wir je der Einigkeit und des Nationalgefühls bedurft haben, so ist es wahrlich jetzt in Deutschlands tiefster Erniedrigung. Die Zeit, in der wir leben, hat manche Ähnlichkeit mit der Zeit nach dem Zusammenbruch Preussens 1806: wie damals Preussen, so sind wir heute ein geschlagenes Volk, machtlos, gedemütigt, zertreten, ein Spielball übermütiger Feinde. Uns zu empören, wäre Wahnsinn. Wir müssen unsre Jahre der Knechtschaft ertragen, wir können nur arbeiten und hoffen und spannungsvoll achten auf die Zeichen der Zeit, die für uns arbeitet. Aber gedenken wollen wir stets mit unwandelbarer Treue und Teilnahme der deutschen Landsleute in den abgetretenen oder besetzten Gebieten, die der Erlösung vom feindlichen Joche harren; und gedenken wollen wir der Millionen deutscher Stammesbrüder, denen die Vereinigung mit dem Deutschen Reich die Erfüllung ihrer höchsten Sehnsucht wäre.

Auch das neue Deutschland wird sein 1813 erleben; welcher Art und wann, wir wissen es nicht. Aber die Zeit wird kommen, früher oder später, wo wir wieder zukunftsfröh werden singen können: „Und hörst du das mächtige Klingen von der Ostsee bis über den Rhein?“, wo Deutschland all seine Söhne auf freiem Boden vereint. Dass diese Zeit, wenn sie kommt, kein kleines Geschlecht finde, dafür zu wirken und zu schaffen, ist für jeden unter uns Pflicht. Gebe Gott, dass dann aus den Trümmern des alten Reichs ein geeintes, grösseres Deutschland entstehe, das alle umfasst, die deutschen Stammes sind und deutsche Sprache reden!

III.

Verkündung des Rektors über Ehrungen und Preisverteilung.

Es ist wohl das erste Mal in der Geschichte unsrer Universitätsfeiern, dass ein studentischer Männerchor bei dem Feste mitgewirkt hat. Ich glaube, Sie alle, meine Damen und Herren, werden diese Neuerung freudig begrüsst haben, und ich danke den Sängern für ihre Mitwirkung. Es wäre aber zu wünschen, dass die Studentenschaft in Zukunft noch wirksameren Anteil an dem Gelingen der Feier nähme. Der Versuch, aus akademischen Kreisen ein Streichorchester zusammenzustellen, ist diesmal leider gescheitert. Man sollte aber doch meinen, dass unter etwa 3000 Studierenden genug musikalisch gebildete Kräfte sein müssen, um einer Wiederholung dieses Versuchs den Erfolg zu sichern. Es wäre jedenfalls höchst erfreulich, wenn bei der nächsten Universitätsfeier nicht nur Sänger, sondern auch ein studentisches Streichorchester mitwirken würde.

Und nun komme ich zu einem Akt, der in den Annalen unsrer Jahresfeiern auch noch keinen Vorgänger hat. Der Universität und ihren Instituten und Seminarien sind im abgelaufenen Jahr von vielen Seiten wertvolle Schenkungen zugewendet worden. In dem Jahresbericht, den Sie vorhin gehört haben, wurde mit besonderer Auszeichnung und Wärme eines Mannes gedacht, der in hochherzigster Weise die sehr erheblichen Mittel zur Gründung eines Instituts für Eiweissforschung zur Verfügung gestellt hat. Der Engere Senat hat deshalb auf Antrag der Medizinischen Fakultät einstimmig beschlossen, den hochgeschätzten Spender dieser Gabe, Herrn Fritz Behringer in Bielefeld, zum ersten Ehrenbürger der Ruperto-Carola zu ernennen. Meine Damen und Herren, wir haben die Freude, unsern neuen Ehrenbürger persönlich unter uns zu sehn. Ich beglückwünsche ihn herzlich zu seiner Würde und gebe der Hoffnung Ausdruck, dass das Institut, zu dem er den Grundstein gelegt hat, fruchtbringend und be-

deutsam an dem Fortschreiten der physiologischen Wissenschaft und ihrer industriellen Verwertung mitarbeiten möge. (Zur Beurkundung der Ernennung überreiche ich dieses Schreiben. Die eigentliche Urkunde wird später folgen.)

Mehr als je ist die Universität heute auf tatkräftige Hilfe und Unterstützung privater Kreise angewiesen, wenn sie nicht verkümmern soll. Die nächste Aufgabe, deren Lösung uns obliegt, ist ein soziales Hilfswerk ersten Ranges: der Bau einer Speisehalle für Studierende, die hoffentlich bis zum Sommer fertiggestellt sein wird. Die Buhlstiftung hat Mittel zur Verfügung gestellt, um minderbemittelten Studenten das Essen in der Speisehalle zu ermässigtem Preis zu ermöglichen. Mit dem Bau einer Turn- und Fechthalle soll demnächst begonnen werden. Wenn auch Staat und Stadt zum Ausbau dieser Institute, die in dem altherwürdigen Zeughaus vereinigt werden sollen, durch Gewährung bedeutender Zuschüsse die reale Unterlage geschaffen haben, so bleibt doch zur weiteren Durchführung des Plans noch ein weites Feld für private Hilfstätigkeit übrig. Die Ausgestaltung der Institute und Seminare wird in Zukunft kaum ausschliesslich mit staatlichen Mitteln bewerkstelligt werden können; namentlich die Beschaffung ausländischer Literatur macht bei dem heutigen Tiefstand unsrer Valuta die grössten Schwierigkeiten. Wünschenswert ist ferner die Gründung einer Leihbibliothek von Lehrbüchern, aus denen minderbemittelte Studierende die für ihr Studium notwendigen Bücher entleihen können, deren Anschaffung ihnen bei den gegenwärtigen hohen Bücherpreisen unmöglich ist. Auch eine Darlehenskasse, um Studenten in höheren Semestern eine ungestörte Vorbereitung aufs Examen zu ermöglichen, wäre vielleicht eine segensreiche Einrichtung. Für die Ausbildung des Sportwesens, für Räumlichkeiten zur Pflege der Geselligkeit unter Studenten und Professoren bleibt noch fast alles zu tun.

Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die kürzlich in Berlin gegründet worden ist, soll mit staatlichen und privaten Mitteln der Behebung der Notlage aller deutschen Hochschulen dienen. Es wird sich aber nicht umgehen lassen, dass ausserdem Vereinigungen zur Unterstützung der einzelnen Hochschulen und ihrer Institute geschaffen werden, wie sie tatsächlich für verschiedene Universitäten schon bestehn. So möchte ich mir denn heute in Anwesenheit so vieler einflussreicher Männer aus dem praktischen Leben die Anregung erlauben, ob sich nicht vielleicht für Deutschlands älteste Universität, deren Name in der ganzen gebildeten Welt einen ehrenvollen Klang hat, die Gründung einer Gesellschaft von Freunden der Ruperto-Carola ermöglichen liesse.

Preisverteilung.

Ich wende mich nun zu dem letzten Teil der heutigen Feier, der Verkündung der Urteile über die eingegangenen Preisschriften und der Preisfragen für das kommende Jahr.

Von den Preisfragen der Fakultäten wurde die theologische und die aus dem Gebiet der klassischen Philologie bearbeitet.

Die theologische Preisfrage: „Der Kommunismus der Essener ist kritisch darzustellen, seine Bedeutung im Rahmen der essenischen Lebensordnung abzuschätzen, seine Herkunft und die Frage seiner Wirkung auf das Urchristentum zu untersuchen“, hat eine Bearbeitung gefunden, die mit dem Kennwort „Si tacuisssem“ versehen war. Die Arbeit gelangt auf methodischem Wege zu dem Resultat, dass der organisierte Kommunismus der Konsumtion bei den Essenern in erster Linie durch den religiösen Charakter des Ordens bedingt ist und erst in zweiter Linie durch die soziaethischen Theorien der Zeit. Die Frage, inwiefern diese Theorien unsre Quellen in ungeschichtlichem Sinne beeinflusst haben, und die andere, ob dieser Einfluss auch die Darstellung der urchristlichen Gemeinde in der Apostelgeschichte gefärbt hat, ist vom Verfasser nicht energisch genug behandelt worden. Das Ordensmahl ist zwar mit guten Gründen als Zentrum der essenischen Lebensart dargestellt worden, aber sein sakramentaler Charakter hätte mehr betont werden dürfen. Immerhin trägt die Arbeit zum Verständnis des Essener-Kommunismus bei und erweist die methodische Schulung und das selbständige Urteil ihres Verfassers. Die Fakultät hat ihr daher den Preis zuerkannt. Der geöffnete Umschlag mit dem Kennwort „Si tacuisssem“ enthält den Namen: stud. theol. et phil. Gustav Württemberg.

Über die unter dem Titel „Menschentypen bei Platon und Aristoteles“ und mit dem Kennwort „Αρχή“ eingelaufene Bearbeitung der Preisaufgabe aus der klassischen Philologie urteilt die Fakultät:

Wie die Vorbemerkung zeigt, ist sich der Verfasser darüber klar, dass er der umfangreichen Aufgabe nur zum Teil gerecht zu werden vermochte. Aber er hat sie mit überall fühlbarer innerer Teilnahme ergriffen und in wesentlichen Punkten entschieden gefördert. Der erste Abschnitt bringt eine Anzahl von brauchbaren Beiträgen aus Homer und Hesiod, den Lyrikern und der vorplatonischen Philosophie und Sophistik; ein Abschnitt über das Drama bleibt noch nachzuholen. Der Hauptteil gilt Platon,

in den sich der Verfasser mit verständnisvoller Liebe vertieft hat, wie zahlreiche feinsinnige und gründlich eindringende Bemerkungen beweisen. Für Aristoteles und Theophrast sind nur kurze Richtlinien gezogen. Den gesammelten Stoff hat der Verfasser in prunkloser, manchmal sogar allzuzurückhaltender Art verarbeitet. Seine Darstellung ist durchweg klar und gewählt; auf einige etwas preziöse Kunstworte wird sie ohne Schaden verzichten können. In den Ausführungen über Platon zeigt sich ein offener Sinn für feine stilistische Beobachtung, der gewiss noch weitere Früchte tragen wird. Die Fakultät erkennt gerne die liebevolle Hingebung des Verfassers an seinen Gegenstand und die Tüchtigkeit der dargebotenen Leistung an und erkennt ihm in der Erwartung, dass er die Arbeit nach allen Seiten ausgestalten werde, den Preis zu. Der geöffnete Umschlag mit dem Kennwort „*Ἀρχή*“ enthält den Namen: stud. phil. Joseph Liegle.

Auf die von der „Corps Suevia-Stiftung“ gestellte Preisaufgabe über „Die grossdeutsche Idee“ sind zwei Bearbeitungen eingelaufen, die, nach Methode und Anlage sehr von einander abweichend, sich durch den auf sie verwandten Fleiss immerhin nahekommen.

Die eine, mit dem Motto „Heidelberg“, hat einen sorgsamen und methodischen Versuch unternommen, die Geschichte der grossdeutschen Idee aus den Quellen zu entwickeln, ihre geistigen Inhalte zu bestimmen und ihre Phasen von einander zu sondern; wenn ihre Resultate auch noch nicht in jeder Richtung befriedigen, so hat sie doch den richtigen Weg zur Lösung der Probleme eingeschlagen. Leider hat die Arbeit infolge von Zeitmangel nicht völlig durchgeführt werden können, sondern ist in den letzten Abschnitten nur skizziert vorgelegt. Sie bedarf noch der letzten Form und Vollendung.

Die andere Arbeit, mit dem Motto „*Patriae et Literis*“, hat der erstgenannten gegenüber den Vorzug, den ganzen Stoff gleichmässig durchgearbeitet zu haben, doch ist sie ihr an wissenschaftlicher Begründung aus den Quellen selber heraus nicht ebenbürtig. Indem sie sich anscheinend überwiegend auf abgeleitete Darstellungen stützt, trägt sie überhaupt einen mehr publizistischen als rein wissenschaftlichen Charakter. Diese Begrenzung zugegeben, weist sie in ihrer ganzen Durchführung das reife und sichere Urteil eines selbständigen Beobachters geschichtlicher Dinge auf, so dass es der Kommission wünschenswert erschien, auch sie neben der ersten Arbeit, in Ansehung ihres relativen Wertes, an dem Preise zu beteiligen.

Die Kommission der „Corps Suevia-Stiftung“ ist in der glücklichen Lage gewesen, den ausgesetzten Preisbetrag, unsern Zeiten angemessen, noch um etwas erhöhen zu können. Sie hat der Arbeit mit dem Motto „Heidelberg“ einen Preis von ein-

tausend Mark, der Arbeit mit dem Motto „Patriae et Literis“ einen Preis von fünfhundert Mark zugebilligt. Der geöffnete Umschlag mit dem Kennwort „Heidelberg“ enthält den Namen: stud. phil. Herbert Dankworth, derjenige mit dem Kennwort „Patriae et Literis“ den Namen: stud. phil. Wilhelm Erich Bühler.

Das Zinserträgnis der Dr. Hugo Trommsdorf-Stiftung für das Jahr 1920 wurde je zur Hälfte dem ausserordentlichen Professor Dr. Robert Stollé in Heidelberg und dem cand. chem. Georg Zimmermann aus Plankstadt verliehen.

Der Viktor Meyer-Preis für das Jahr 1920 wurde den Praktikanten des chemischen Laboratoriums: Dr. Hans Bähr aus Herrnhag, Dr. Otto Hambsch aus Ludwigshafen, Dr. Wilhelm Hechtenberg aus Altona, Dr. August Henglein aus Menzingen und Dr. Walther Stoetzer aus Odenkirchen zuerkannt.

Für das anbrechende Studienjahr 1920/21 kann ich folgende Preisaufgaben bekannt geben:

1. Von der theologischen Fakultät:

„Johannes Huss' und Johans von Wesel „Disputationes de indulgentiis“ und Luthers Ablassthesen.“

2. Von der juristischen Fakultät:

„Diligentia quam in suis rebus adhibet debitor. Die Entwicklung dieser Haftungsart aus dem römischen Recht. Haben die im BGB. hierfür vorgesehenen Fälle eine praktische Anwendung?“

3. Von der medizinischen Fakultät:

„Der Einfluss der Exstirpation der Glandula karotika auf das Körperwachstum.“

4. Von der philosophischen Fakultät:

a) Aus dem Gebiete der orientalischen Philologie:

„Es soll untersucht werden, in welchem Umfang und welcher Form die Legenden der syrischen „Schatzhöhle“ bei den arabischen Historikern Aufnahme gefunden haben.“

b) Aus dem Gebiet der Geographie:

„Die Ortschaften der Umgegend von Heidelberg nach ihrem wirtschaftsgeographischen Typus.“

c) Aus dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre:

„In welchem Sinne ist die Ansicht richtig, dass der Inlandswert der Valuta der letzte Masstab ihres Auslandswertes sei?“

5. Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät:

„Der Granit von Heidelberg ist nach modernen petrographischen Methoden zu bearbeiten“.

Weiter kann ich bekannt geben zwei Preisaufgaben der Hofrat Moos-Stiftung:

1. Es soll versucht werden, auf Grund der beim Statistischen Landesamt in Karlsruhe vorhandenen Ergebnisse der amtlichen Taubstummenzählungen und ferner auf Grund der in den letzten etwa 15 Jahren bei der Untersuchung der Taubstummenzöglinge ermittelten Tatsachen eine Übersicht über die Verteilung der Taubstummen in Baden und über die Häufigkeit der verschiedenen Ursachen für Taubstummheit in den verschiedenen Landesteilen zu gewinnen.
2. Die für die Untersuchung der Leistungsfähigkeit des Vestibularapparats ausgearbeiteten Methoden sollen an einer grösseren Reihe von Ohrgesunden, auch von Nervenkranken, besonders auch von solchen mit nichtorganisch verursachten Leiden, nachgeprüft werden, um eine möglichst zuverlässige Übersicht über die Häufigkeit eines ungewöhnlichen Ablaufs der betr. Reaktionen bei ohrgesunden Menschen zu erlangen.

Ferner die Preisaufgabe der „Corps Suevia-Stiftung“ für 1922:

„Die nationale und landschaftliche Zusammensetzung der Heidelberger Studentenschaft von 1803 bis 1870 mit besondrer Berücksichtigung auch des Auslandsdeutschtums“.

Die allgemeinen Bedingungen des Wettbewerbs für diese Preisaufgaben sind im Universitätssekretariat zu erfragen.

Kommilitonen!

Hier haben Sie ein weites Feld, auf dem Sie sich im Wettbewerb tummeln und sich Ihre wissenschaftlichen Sporen verdienen können. Zwar die Preise, die Ihnen in Aussicht stehn, entsprechen nicht mehr den heutigen Wertverhältnissen, und goldne Medaillen, wie einst, können wir Ihnen überhaupt nicht mehr bieten. Aber die Aussicht, bei der Jahresfeier in Gegenwart der gesamten Universität als Preisträger verkündet zu werden, ist noch so ehrenvoll wie einst, und das Bewusstsein, mit einer anerkannten Erstlingsarbeit in die Reihen der selbständigen Forscher einzutreten, wiegt

schwerer als unser entwertetes Papiergeld. Zeigen Sie dem In- und Ausland durch wissenschaftlich wertvolle Arbeiten, dass die deutschen Universitäten nach wie vor in vollem Mass ihren Doppelberuf erfüllen: Forschungsstätten zu sein und die akademische Jugend zu erziehen zu selbständig denkenden, urteilsfähigen Forschern!

Erfreuliche Anzeichen sprechen dafür, dass die deutsche Wissenschaft auch nach dem Kriege ihr Ansehn im Ausland behauptet. Eine Erklärung Oxforder Professoren, die kürzlich durch die Blätter ging, zeigt, dass auch die Gelehrten der ältesten englischen Universität bereit sind, die Zusammenarbeit mit der deutschen Gelehrtenwelt wieder aufzunehmen. Die Erklärung ist zwar, wie eine Zuschrift des Vizekanzlers von Oxford an die „Times“ betont, nicht als amtliche Kundgebung der gesamten Universität zu betrachten und kann deshalb auch von uns nicht wohl offiziell beantwortet werden; aber sie ist, weil von zahlreichen bekannten Namen unterzeichnet, immerhin bedeutungsvoll. Es war nicht an uns, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; aber ebenso wenig haben wir Grund, die dargebotene Hand zurückzustossen. Mit Recht hat eine Anzahl dem Reichstag angehöriger Hochschullehrer eine würdige, entgegenkommende Antwort auf die Erklärung gegeben. Ich bin nicht berechtigt, im Namen der gesamten Universität zu sprechen, aber ich weiss mich einig mit zahlreichen, wohl den meisten Mitgliedern des Lehrkörpers der Ruperto-Carola, wenn ich am heutigen Festtag erkläre, dass auch wir gern bereit sind, die Fühlung mit der englischen Gelehrtenwelt wieder herzustellen, soweit es die Rücksicht auf unsre nationale Würde erlaubt. Die Wissenschaft wandelt frei auf den sonnigen Höhen der Menschheit, während in den Tälern wallende Nebel die Grenzen der Länder verhüllen; und erhaben über nationale Vorurteile schafft sie nach eigenem Gesetz am Fortschritt der Menschheitskultur.
